

Der Bergnagel

Autor(en): **Müller, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751349>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Technisch entledigt er sich seiner Aufgabe, indem er die Entwicklung der Handlung und der seelischen Vorgänge in den auf dem Wege zur Katastrophe beteiligten Personen analysiert. Das geschieht Szene für Szene, wobei hauptsächlich auf die Analyse der psychischen Verfassung Hamlets und auf dessen Darstellung durch den Schauspieler (dies bis auf einzelne seiner Bewegungen) Gewicht gelegt wird. Der Eindruck, daß wir tatsächlich von „einem Abend im Theater“, wie der Untertitel des Buches lautet, zu hören bekommen, wird noch dadurch verstärkt, daß das Buch mit einem Gespräch zweier Parkettbesucher einsetzt, die sich während der Unterbrechungen durch die Pausen zwischen den Akten und den notwendigen Verwandlungen über das Gesehene und ihre persönlichen Empfindungen an einzelnen Stellen, unterhalten. Dadurch hat Falke Gelegenheit, in diesen Bemerkungen seinen eigenen Meinungen Ausdruck zu geben. Anfänglich findet man diese an einen alten Schriftstellerstil erinnernden Gespräche überflüssig, ja störend; es scheint einem viel zu viel Selbstverständliches gesagt zu werden. Aber man erkennt bei der Lektüre bald das sichere Auge eines geübten Theaterkritikers und Theaterdichters, und hat man das Buch mit ungeteiltem Interesse zu Ende lesen können, so gibt man gerne zu, daß gerade diese Gespräche einen großen Anteil an der lebendigen Frische haben, die in dem Buche liegt. Nicht nur Regisseuren und Schauspielern muß dieses Buch als ein ihre Arbeiten und Studien förderndes angelegentlich empfohlen werden, sondern alle, denen Theater und Literatur etwas mehr bedeuten als bloße Unterhaltung, sollen darauf aufmerksam gemacht werden.

Der Bergnagel



och in Schweden, unweit des Fjordes, liegt ein Eisenberg. Kein Mensch hat sich um ihn gekümmert hunderttausend Jahre lang. Nur alte Mären erzählen von ihm, wenn Schiffe zu nahe heran kämen, so zöge seine magnetische Kraft die Nägel aus ihren Planken. Da fielen die Schiffe elendiglich auseinander.

Das war alles, was man von ihm wußte. Bis die Hochöfen im Süden zu rauchen begannen und nach Futter verlangten. Da kamen Leute mit Hacken, Bohrern und Pulver zum Eisenberg und fingen an ihn abzutragen. Man sagte

zu ihm, das sei nötig für die Kultur. Je mehr Eisen ein Volk verbrauche, desto höher stehe es. Das verstand der Berg nicht, aber leiden mußte er's, das half nun nicht. Wie auch hätte er sich wehren sollen? Die vielen Millionen Erzstücke, aus denen er aufgebaut war, zu einem gemeinschaftlichen Protest bewegen? Nein, das war aussichtslos. Mochte jedes selbst mit sich fertig werden. Auch Rache nehmen, wenn es wollte.

Daß Dinge sich rächen können, weil sie ihr eigenes Leben haben, darüber lachen wir nicht mehr heute. So borniert sind wir nicht mehr, daß wir glauben, nur der Mensch lebe. Alles andere sei tot.

Solch ein lebendiger Erzbrocken auf dem Eisenberg lugte halb aus dem Schnee. Er spielte in allen Farben, von rot bis blau. Vielleicht hatte er einmal das weiße Sonnenlicht, das auf ihn fiel, gezwungen, sich in die prismatischen Farben zu zerlegen. Er freute sich über den schönen Blick landeinwärts zum millionten Male. Nur Menschen, nicht Dinge stumpfen ab an der Schönheit.

Da traf ihn ein Hackenschlag. Mit einem Schrei fiel seine größere Hälfte auf einen Karren. Wehmütig sah ihm der Bruder nach. Als der Karren voll war, und dann noch einer, rollten sie auf Schienen zur Eisenbahn. Die brachte die Erzstücke ans Meer in ein dickbauchiges Schiff. Dort lag es zu oberst unter tausend Genossen ganz still und dachte nach.

Durch eine Schiffsluke schaute das Meer herein. So viel Wasser! Und das Wasser trug das schwere Eisen, trug es fernen Zielen zu. Wie das rauschte! Da war es dem Eisen, als hätte es der Ozean schon einmal gewiegt. Seine Erinnerung lief Millionen Jahre zurück. Steine haben ein langes Gedächtnis. Ihre Erlebnisse sind in Runen auf ihren Leib geritzt. Die brauchte der Eisenstein nur nachzufahren. Da traf er wieder auf ein Meer. Darin schwebte das Eisen, gelöst in feinsten Teilchen. Ja, und schlug sich nieder an dem Berghang droben und war ein Erzstück, ein Erz im Meer. Aber das ebbte zurück Zoll um Zoll, und das Eisen schaute auf ein weites Schneeland herab. Und dann? Das Wasser ließ es nicht los. Es träuflte in Tropfen und Flocken vom Himmel, umstrich und umschmeichelte den Stein, bis es verborgene Wegchen zum Eisenherzen fand. Darin fror es und rechte sich in kaltem Behagen. Rechte und dehnte sich so rücksichtslos, daß der Stein schmerzhaft knackte und zu bröckeln begann.

Er verstand das Wasser nicht. Es hatte ihn gelöst, es baute ihn auf, es baute ihn wieder ab, es trug ihn jetzt auf seinem Rücken einem dunklen Schicksal entgegen.

Nicht, daß er bangte um sein Leben. Steine können nicht sterben. Steine sind ewig. Er war ganz ruhig und unbekümmert. Es kam ihm vor, als wäre er ins Welttheater zu Gast geladen und sähe sein millionenjähriges Geschick auf der Weltbühne herunterspielen. Das Stück war lang und wollte kein Ende nehmen. Aber er hatte Zeit und Geduld. Er erinnerte sich nicht, daß er sich je gelangweilt hätte. Immer war er im Gleichgewicht und sagte zu jedem Schicksal geruhig: „Ja, ja, so wollte ich es.“

Vom Norden Schwedens nach Rotterdam war ein weiter Weg. Aber dem Stein, der an Ewigkeiten gewöhnt war, schien es ein Augenaufschlag beim Erwachen.

Als das Schiff im Hafen lag, schoben sie die Decke weg. Ein großes schwarzes Doppelmaul kam an einer Kette herab, schluckte ihn mit den Genossen und spie ihn wieder in den Wagen der Eisenbahn. Das war ein Riesenfranz. Bewundert sah der Stein, wie ihn ein Menschlein mit leichtem Druck regierte.

Dann rollte er durch ein schwarzes Land. Dunkle Fahnen flatterten aus tausend Kaminen über die Erde. Es klirrte und hämmerte, es surrte und fauchte längs den Schienensträngen, daß dem Eisenstein dieser Rhythmus der Arbeit in den vibrierenden Körper überging.

Als ihn die elektrische Kraft über eine schiefe Ebene auf den Hochofen zog, schlug ihm doch ein wenig das alte Eisenherz. Er stürzte in die dunkle Gicht, und silbergraue Kohle deckte ihn zu. Tiefer und tiefer sank er. Ein heißer Luftstrom strich über ihn. Die Kohlen begannen zu glühen. Bläuliche Flammen umwarben den harten Gefellen. Ein Lied, ein uraltes Feuerlied brauste durch den riesigen Ofen, es war dem Eisenstein eine vertraute Weise. Aus seiner Kindheit Tagen klang dies eiserne Wiegenlied herauf. Damals, als die Erde barst und er zum Licht und Leben quoll, hatte er's gehört zum ersten Mal. Oh, daß er das noch einmal erleben durfte! Oh, wie er es mitsang, das alte trutzige Eisenlied! Und was keiner Gewalt gelang, den Wassern nicht und der nagen den Zeit — Töne der Kindheit rührten sein Herz, so daß es weich ward und in dunklen, schweren Tränen abwärts tropfte.

War sein Leben aus? —

Aber, als er in weißer Funken Schlange aus dem Abstich unten sprühend über den Sand schoß, wußte er's besser. In ein neues Leben war er gesprungen, durch eine glühende Läuterung.

Da wollte er dankbar sein. Darum leuchtete er immerzu. Leuchtete in der kalkgefütterten Schmelzbirne, die ihm die mitgenommene Kohle aus dem Leibe blies. Feuerströme durchlohten ihn, dieselben, die er auf seinem Rollweg durchs Westfalenland als Fanale in die Nacht züngeln sah.

Als die Schlacke abgegossen war, floß er in tönernen Formen. Stahl nannten ihn die Leute jetzt. Aber noch war keine Raft. Sein verträumtes Glück am schwedischen Felsenhang fiel ihm ein. Aber schon packten ihn rasende Walzen und streckten ihn knirschend zu Stangen. Knirschend schnitt ihn die Säge in handliche Teile. Da lag er nun endlich erkaltet am Lager.

Ruhe? Ach nein. Noch einmal ward er auf Wagen und Karren durchs bergige Land gepufft und geschleift. Noch einmal glüht er auf im wärmenden Ofen. Dann wanderte er von Tal zu Tal, durch unzählige Maschinen und Hände. Er sah ein fleißiges Volk in fröhlich klopfenden Hammerwerken. Wie Nester schmiegt sie sich in die Krümmungen der Täler. Klare Gebirgsbäche halfen den Menschen bei der Arbeit. Und ganz zuletzt fand er sich als Nagel in einem Bergschuh. Kein gewöhnlicher Nagel, nein, er hatte eine Sturmhaube über dem Kopf und darunter einen dreigeschliffenen Dolch als Rumpf und Fuß.

Der den Bergschuh kaufte, war ein Alpinist. So kam es, daß der Nagel wieder wandern mußte. Immer zwischen Fels und Leder gepreßt, das war nicht schön. Nur wenn sein Herr im Grase lag, sah er etwas von der Schönheit der Bergwelt. Auch beim Sitzen im Tal und auf der Berghütte kam er dazu, andern Leuten ins Gesicht zu schauen. Es war, als ob sein Herr stolz wäre auf ihn.

Aber der Bergnagel kannte auch seinen Wert. Wie vordem der Regen im Eisenstein, so suchte jetzt der treue Nagel in jede kleine Rille und Rauheit des Felsens einzudringen. So fand er einen festen Halt und schützte seinen Herrn vor Fall und Sturz. Einmal glitt der aus, auf einer hängenden Platte. In wildem Schreck schlug der stählerne Nagel auf den Fels, daß ein Funke sprang. Dicht vor dem Abgrund hatte er seinem Herrn das Leben gerettet.

An diesem Abend stellte der Alpinist die Stiefel nicht vor die Zimmer-

türe, sondern vor sein Bett, und fuhr nachdenklich über die treuen Bergnägeln. So was wie Liebe kannte der Nagel nicht, aber ein sonderbares Rieseln ging durch den Stahl.

Über Kalk, Granit und Schiefer war der Nagel manche Liebe, lange Strecke gewandert. Er war noch immer härter gewesen als jedes Gestein, das seine Krone trat. Ihnen allen grub und rißte er achtlos seine Zeichen auf die Fläche, aber nirgends war seines Bleibens. Da wußte er plötzlich, was er auf seinen Wanderungen gesucht hatte. Seinesgleichen suchte er. Sehnsucht hatte er nach seinen Brüdern, nach dem Eisengestein. Und da sie nicht zu ihm kamen, all die Wanderjahre, beschloß er, selbst zu ihnen zu gehen. Was die toten Dinge beschließen, führen sie aus. Darin unterscheiden sie sich von den Menschen. Wenn Dinge wollen, so wollen sie immerzu und immer in einer Richtung. Wenn Dinge wollen, dann zweifeln sie nicht. In ihnen lebt das wunderbare Jesuswort vom bergeversekenden Glauben. Darum müssen ihnen am Ende die Ereignisse zu willen sein. Irgendwann, denn die Dinge haben Zeit, unendlich viel Zeit.

Wenn fortan der Bergschuh Nagel auf dem Pflaster der Stadt klapperte, so hieß ein jeder Schritt: „Zum Eisenberg!“ „Zum Eisenberg!“ klang es wieder, wenn sein Herr ihn prüfend fester klopfte. Wenn er im Frühling blizte: „Zum Eisenberg!“ hieß sein Reflex.

Was Wunder, daß eines Morgens sein Herr mit dem Gedanken erwachte: „Auf nach dem nordischen Schweden!“ Wie er darauf käme, fragten seine Freunde. „Sehr einfach,“ sagte er, „die Alpen sind mir nun so vertraut, ich will im Norden nach neuen Schönheiten suchen.“

Aber der Stahlnagel wußte es besser. Sein Herr hatte sich diese Antwort hinter dem Gedanken gemacht. Woher der Entschluß ihm in Wahrheit kam, wußte er nicht. Was wissen wir Menschen von den vorbewußtlichen Wegen unserer Gedanken? Nichts, als daß sie aus unzugänglichen dunklen Quellen steigen. Wohin käme der, der diesen unterirdischen Wasserläufen nachkröche?
Zu den Dingen.

Zu den Dingen, die um uns stehen, liegen, schweigen. Zu den Dingen, die uns unverwandt ansehen, oft ein Leben lang.

Wir stellen Dinge um uns auf, tausend Dinge, nach unserm Willen, zu unserm Behagen. Und meinen, sie sollen uns dienen. Ach, wir Toren! Haben wir Dinge

schon je etwas tun sehen? Nein, sie sind unbeweglich. Sie brauchen uns nicht. Jedoch wir wollen ein Verhältnis, eine Beziehung zu ihnen. Gut. Aber, da sie sich nicht rühren, so müssen eben wir uns rühren.

Da meinen die Menschen, sie könnten siebenhundert Dinge um sich aufbauen in ihren Arbeitszimmern, ohne ihnen dienstbar zu werden.

Unsere Dichter von damals, denen noch große Werke in simplen Stuben reiften, haben wohl gewußt, warum sie auf glatten Tischen schrieben.

Die Dinge versehen uns mit ihren Gedanken. Feine und kluge Herren sind sie. Damit wir guten Willens bleiben, lassen sie ihre Gedanken, Wünsche und Befehle eine Strecke unter der Oberfläche laufen. Und wenn sie in unserm Bewußtsein wieder nach oben tauchen, so sagen wir stolz und zuversichtlich:

Wir wollen, und wir tun.

Unterdeß lächeln die Dinge, stehen stumm und sehen uns unverwandt an.

Nur eine Rettung gibt es vor ihnen, vor der Sklaverei in ihren Diensten: Wir dürfen sie nicht wieder ansehen.

Wenn wir sie ansehen, sind wir in ihrer Gewalt. Sie bestimmen unsere Gedanken.

Oder könnt ihr eine Uhr ansehen, ohne daß ihr eure Handlungen nach ihrer Zeit richtet? Einen Dantekopf, ohne daß die Gedanken südwärts zögen?

Einen Bergschuhnagel ohne die Sehnsucht nach dem Gebirge?

Über die Schiffsbrücke von Gellivara trappten zwei feste Bergstiefel. Der Alpinist steckte darin. Er sah zu, wie die Dampfer beladen wurden. Offene Geleise auf Pfählen gingen hoch aufs Meer hinaus. Die Erzwagen rollten heran, öffneten sich automatisch, und polternd fiel das Erz in den Schiffsbauch.

Wer lange zusah, und das zweite Gesicht hatte, sah Flügel, Schienen, Messer, Leuchter, Kanonen in buntem Durcheinander aus den Erzen starren. Aber der Tourist hatte nicht das zweite Gesicht.

Er stapfte mit dem Bergstock zum Bahnhof und fuhr zu Berg.

Am Fuße des Eisenberges trat er auf den ersten Eisenstein. Unter seinem Bergschuh schrillte es. Eisen auf Eisen gibt diesen Ton, der dem Menschen einen Schauer über den Rücken jagt.

Jubelnder Willkommgruß in der Eisenheimat. Wie feierlich war's dem Sturmhutnagel unterm Bergschuh zu Mute. Am Ziel, am Ziel! Heiliger Ring des Schicksals!

Als der Tourist am nächsten Tage den Bergschuh fester schnürte für den Gipfelaufstieg über den Eisenberg, fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, vorher die Nägel unter den Stiefeln zu revidieren. Ei, das hatte er doch sonst nie versäumt.

Er bückte sich, um nachzusehen. Da fiel ein Messer aus der Brusttasche. Teufel, das war ja das lang gesuchte Stück. Wie kam es nur da hinein. Freudig klinkte er's auf. Und rostig? Na, da wollte er doch gleich . . .

Darüber vergaß er die Revision der Bergnägeln. Er hätte sonst nicht übersehen können, daß da einer ganz locker saß.

Dinge und Dinge — Messer und Nagel! Wir stellen Verbindungen her zwischen einem Londoner und einem Buschmann. Und zwischen der Stahlklinge eines Messers und einem losen Bergschuhnagel sollte es keine Brücke der Verständigung geben?

Der Bergstock klorrte. Der Bergschuh knirschte. Hinauf, hinan! Unbändige Lust erfüllte die Sturmhutkrone auf dem heimatischen Eisenboden.

Sie hatten ihn wieder erkannt, die Eisenerzstücke, auf die er trat. Sie gaben es fort, einer dem andern, die Adern entlang: Einer von uns ist wieder im Lande. Ein blanker Geselle ist es geworden.

Als die Nachricht zu dem hängenden Erzstück kam, mit dem einst der Nagel ein Ganzes gebildet, da sah es vor Freude erschauernd über den Rand des schmalen Felsbandes hinab. Da unten stapfte es herauf. Stock und Fuß, und Fuß und Stock, ein Eisentakt auf Eisenerde.

Da bog der Mann um die Ecke. Da trat sein Fuß auf die Bruderscholle. Ein eiserner Ruß klorrte auf. Der Fuß glitt aus, der Nagel, der ihn halten sollte, bog sich heraus und fiel aufs Erz.

Der Schuh fuhr ins Leere, und ein Mensch wirbelte kopfüber ins Tal.

„Horch, sagte der Nagel zum wiedergefundenen erzenen Bruder, hörst du den Bergstock? Jetzt schlägt die Spitze auf und jetzt das Holz . . .“

Von seinem Herrn sprach er kein Wort.

Alle Dinge sind im Grunde gleichgültig und herzlos gegen den Menschen.

Fritz Müller

